



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Notizen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Es war Herr Eschenburg, ein Maler, zu Befehl.

Wohnt er im Schlosse? fragte der Herr.

Zu Befehl, nein. Er wohnt in Scholldorf, eine Stunde von hier.

Mein lieber Dürrfeld, sagte der Herr, indem er sich zu dem Husarenobersten wandte, der sich damit abquälte, ein Paar enge Glaceehandschuhe über seine breiten Hände zu ziehen, ich habe dir nun den Gefallen gethan, dich hierher zu begleiten, weil ich dir den Spaß nicht verderben wollte. Aber du siehst wohl selbst ein, daß es völlig unpassend wäre, wenn ich mich als Fremder, ungeladen und noch dazu verspätet, hier eindringen wollte. Ich werde deinen Wagen jetzt zur Rückfahrt benutzen und ihn von Holzfurt wieder schicken.

Geh zum Henker! antwortete der Oberst mit ärgerlichem Tone. Hier auf dem Lande bei stundenlanger Entfernung kann von Verspätungen garnicht die Rede sein, und wenn ich dich mitbringe, bist du geladen. Es ist ja gerade für mich die beste Entschuldigung, wenn ich dich mitbringe. Du hast mich überraschend besucht, und deshalb kommen wir beide so spät.

Nein, mein alter Junge, sagte der andre. Ich weiß, ihr habt hier die schöne Gewohnheit der Gastlichkeit à tout épreuve beibehalten, aber ich habe mir abgewöhnt, sie auszunutzen. Auch ist mein Magen von deinem Burgunder so ausgewärmt, daß ich den Hitzeegrad nicht noch mit Verlobungssekt und dergleichen steigern möchte. Meine Nerven sind in dieser Hinsicht nicht stärker als die einer Konfirmandin. Also, amüfire dich gut. Auf Wiedersehen!

Er hatte während dieser Worte dem Diener gewinkt, ihm seinen Mantel wiederzuholen und ging jetzt, ohne eine fernere Entgegnung abzuwarten, davon. Der Oberst sah ihm mit einigen leise gemurmelten Flüchen nach, er aber stieg vor dem Portal in den Wagen, der beide Herren hergeführt hatte, und fuhr, das Gesicht in nachdenkliche Falten gelegt, nach Holzfurt zurück.

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Zur deutschen Konjugation. Bekanntlich gehört es zu den Hauptgrundsätzen der neuhochdeutschen Konjugation, daß der Ablaut des Präteritums im Singular und Plural übereinstimmt. Was in den mittelhochdeutschen rein ablautenden Konjugationen, mit Ausnahme derjenigen, welche im Präteritum *uo* zeigt (*trage, truoc, truogen, getragen*), durchgehende Regel ist, Verschiedenheit des Lautes für Singular und Plural, fällt im Neuhochdeutschen weg. Nur ein einzigesmal wird die ältere Weise beibehalten, in *ward, wurden* (analog wäre „warden“; vergl. *starb, starben, mittelh. starb, starben*); diese Ausnahme verliert jedoch an Bedeutung durch den Eindrang der unorganischen, mit falschem *e* versehenen Singularform *wurde* (für „wurd,“ nach Analogie von „fund, hulf, sturb, sung“ des ältern neuhochdeutschen und „dung, schund“ des heutigen Gebrauchs oder Mißbrauchs).

Von einem Vokal des Indikativs hängt der des Konjunktivs ab, in der alten Sprache gesetzmäßig, in der jetzigen großenteils, aber auf anderm Grunde, zum Teil nicht. Während im Altdeutschen der Konjunktiv des Präteritums nach fester Regel aus dem Plural des Indikativs gebildet wurde, z. B. aus den mittelhochdeutschen Pluralen starben, sungen (Sing. starp, sanc) die Konjunktive stürbe, sänge, finden heute Mischungen statt: von den beiden eben genannten, derselben Konjugation angehörigen Verben haben sich die einander widerstreitenden, aber allgemein gültigen Konjunktivformen stürbe und fänge gebildet. Wenn das ä von fänge in dem a des Indikativs sang seinen Grund hat, so läßt sich das ü von stürbe nicht auf einen Vokal des jetzigen Indikativs zurückführen, sondern muß als mittelhochdeutsch, mithin als Abweichung von der neuhochdeutschen Einrichtung betrachtet werden. Beruht nun der Widerspruch zwischen fänge und stürbe auf bloßer Willkür, oder findet sich irgendwo eine Stütze? Wie es scheint, ist das letztere der Fall.

Die feststehenden Konjunktive stürbe, verdürbe, würbe, würde, würfe stammen von Verben mit wurzelhaftem r und einer darauf folgenden Muta; der Vokal der 1. Pers. Sing. Präs. Ind. ist nicht mehr das organische i, sondern e: sterbe, mittelh. stirbo. Zwei Ausnahmen sind hier wahrzunehmen: von bergen und bersten lautet der Konjunktiv nicht „bürge“ und „bürste,“ vielmehr bürge (verbürge) und bürste oder bürste (Ind.: barst und borst). Daß die Formen „bürge, verbürge“ deswegen keinen Schutz gefunden haben, weil sie mit Formen von „bürgen, verbürgen“ zusammenfallen würden, ist nicht unmöglich (vergl. „genesen, genesest, genest,“ nicht „geniest, genießt,“ etwa wegen „genießest, genießt“ von „genießen“; dagegen „lesen, liesest, ließt“); bersten aber, aus dem Niederdeutschen eingedrungen (vergl. engl. burst), hieß im Mittelhochd. bresten mit dem Prät. brast, brästen, Konj. braoste, Part. gebrosten, weshalb eine Form „bürste“ weder in der alten Sprache noch im Neuhochdeutschen einen Halt fände.

Unter den Verben dieser Konjugation, in denen sich wurzelhaftes l mit einer Muta bindet, lautet bloß von helfen der Konj. Prät. nach der ursprünglichen Regel: hülfe, während von gelten, schelten die Formen gölte, schölte (mittelh. gülte, schülte) gebildet werden, ferner von befehlen, empfehlen, die hierher zu rechnen sind, da sie früher befolhen, empfolhen hießen, beföhle, empföhle. Weil stehen heute völlig wie befehlen konjugiert wird, so ist es begreiflich, daß sich neben stähle (mittelh. staole) auch stöhle geltend zu machen gewußt hat.

Frägt es sich nun darnach, ob neben jenen theoretisch richtigen und in der Praxis überwiegenden Formen stürbe, verdürbe u. s. w., sodann hülfe, auch stürbe, verdürbe, hülfe, wie manche Grammatiker zu verstehen geben, geduldet werden dürfen, so muß darauf eine entschieden verneinende Antwort erfolgen. Dazu tritt, daß durch die Formen mit ä (stürbe, hülfe) eine dem Ohr empfindliche, das rasche Verständnis erschwerende Mischung mit den Formen des Präsens (sterbe, helfe) veranlaßt werden kann. Diese Gefahr der Verwechslung trifft auch die andern mit wurzelhaftem l versehenen Verben, und teils aus diesem Grunde, teils aus dem andern, daß ö dem organischen ü näher steht als ä, sind gölte, beföhle viel besser als gälte, befähle. Wer aber nicht stöhle sagen und schreiben mag, vielmehr stähle, der verfährt zwar nach wissenschaftlicher Einsicht, verstößt jedoch vielleicht gegen die neuhochdeutsche Ordnung, welche eine gleiche Behandlung der beiden Verba stehen und befehlen vorzuschreiben scheint, abgesehen davon, daß auch hier Verwechslungen mit den Formen des Präsens eintreten können.

Von denjenigen Verben, denen vermöge der Beschaffenheit der folgenden Konsonanz (doppeltes m, n und n mit Muta) das ursprüngliche i des Präsens und Infinitivs verblieben, d. h. nicht in e übergegangen ist, zeigt der Konjunktiv des Prät. in der Regel den dem a des Indikativs entsprechenden Umlaut ä, z. B. schwämme, fänne, bände, spränge, tränke (mittelh. swämme, sünne, bünde, spränge, trünke). Nur bei einigen Verben begegnet neben ä auch ö: schwömmе und besonders begönne, gewönne. Kann es nicht vorteilhaft sein, daß zwischen schwämme, begänne, gewänne und schwömmе, begönne, gewönne die Wahl offen gehalten werde, zumal da nach dieser Analogie auch „rönne, fönne, spönne,“ die von einzelnen Schriftstellern allerdings gebraucht worden sind, als gleichberechtigt behauptet werden könnten, so scheint es der Ordnung und Einrichtung der neuhochdeutschen Konjugation völlig angemessen zu sein, daß von Verben dieser Art das ö ferngehalten werde, wozu noch kommt, daß das ä von dem Vokal des Präsens weit absteht, also kein praktisches Bedürfnis vorhanden ist, welches für gölte, beföhle und gegen gälte, befähle spricht. Übrigens gründet sich die Form schwömmе nicht etwa auf das mittelh. swämme, vielmehr auf das neuhochd. „schwomm,“ welches anstatt „schwamm“ hie und da üblich gewesen ist und sich auch heute noch findet, „schwomm“ aber verhält sich zu mittelh. swam buchstäblich wie glomm, klomm (von glimmen, klimmen), woneben „glamm, klamm“ unerhört sind, zu mittelh. glam, klam. Daß von diesen beiden Verben der Konjunktiv Prät. glömmе, klömmе lauten muß, versteht sich von selbst.

Zwischen stände und stünde, welche dem Gebrauche beide gemein sind, zu entscheiden fällt deswegen schwer, weil der mittelh. Indikativ stuond in stand übergegangen ist, woneben „stund“ heute nur bei einzelnen Sprachgelehrten angetroffen wird. Zwar verhalten sich stand und stünde anscheinend wie half und hülfe oder starb und stürbe; aber „hälfe, stürbe“ sind verwerfliche Formen, während stände etwa mit bände (mittelh. bünde) verglichen werden kann.*)

Bonn.

K. G. Andresen.

Der Gelegenheitsluther. Etwas tief beschämendes hat die Art und Weise, wie gegenwärtig die herannahende Lutherfeier zum Gegenstande literarischer Spekulation gemacht wird. Leute, denen es in ihrem Leben nicht eingefallen wäre, sich ernstlich um Luther zu kümmern oder gar über ihn zu schreiben, borgen sich auf irgend einer öffentlichen Bibliothek ein paar Werke über Luther und stoppeln eine „Volkschrift“ daraus zusammen; Verleger, denen es nie in den Sinn gekommen wäre, eine Zeile über Luther zu drucken, kündigen plötzlich mit großer Emphase Jubelschriften über Luther an. Ohne Zweifel wird das Lutherjubiläum auch eine kleine Anzahl wertvoller selbständiger Studien über den großen Reformator bringen, die über kurz oder lang auch ohne Jubiläum ans Licht getreten wären, daneben aber werden wir — das wird mit jeder Woche deutlicher — zum Herbst uns einem wahren Berge von Luthermakulatur gegenübersehen. Man begreift nicht, woher die Verleger den Mut zu solchen Spekulationen nehmen. Jeder hätte sich doch von vornherein sagen müssen, daß gleichzeitig mit ihm noch ein paar Duzend andere ganz dieselben oder ganz ähnliche Einfälle haben würden. Wo sollen für all diese Waare schließlich die Käufer herkommen? An sich schon ist die Speku-

*) Die Grenzboten schreiben nach dem Grundsätze, daß die alte, richtige Form, wenn sie neben der fälschlich eingebringenen neuen noch in lebendigem Gebrauch ist, möglichst geschützt werden muß, immer stünde. Übrigens findet sich diese Form auch in den Manuskripten der Mitarbeiter viel häufiger als stände.

Ann. d. Sezers.

lation mit Gelegenheitsliteratur die verfehlteste, die man sich denken kann; man frage nur die Herren Wagnerverleger darum — sie können ein Lied davon singen. Welchen Erfolg soll sie vollends haben, wenn sie solche Massen produzirt, wie in diesem Falle? Man wird sich am 10. November Reden mit anhören, Festzüge, Grundsteinlegungen und Denkmalsenthüllungen mit ansehen, vielleicht auch noch eine zinnerne Denkmünze oder ein Bild kaufen — wiewohl wir das letztere schon bezweifeln —, aber man wird sich ganz gewiß keine Bücher anschaffen. Die Verleger müßten denn darauf rechnen, mit Hilfe eines aufbringlichen Kolportagebetriebs ihre Gelegenheitswaare an den Mann zu bringen oder bei Prämienverteilungen an Schulen ein Geschäft zu machen.

Neuerdings hat sich zum Buchhandel gar noch der Musikalienhandel gesellt. Auch er scheint ganze Haufen solcher Gelegenheitswaare auf den Markt werfen zu wollen. Warum auch nicht? Luther — ein großer Freund und Beförderer der Musik; also auf seiten der Musik die Verpflichtung, zu seiner Verherrlichung am Jubiläumstage beizutragen — was lassen sich über diesen Gedanken nicht für schöne Phrasen machen! Ein Nachwerk dieser Art, wohl der nichtsnuzigsten eins, müssen wir an den Pranger stellen. Im Verlage von Kühle und Rüttinger in Leipzig ist dieser Tage ein Notenheft erschienen — natürlich mit dem obligaten Lutherelichee auf dem Umschlag —: Luther'szenen. Musikalisches Erbauungsbuch in vierzehn Charakterstücken für das Pianoforte von Bernhard Vogel. Die einzelnen Überschriften lauten: 1. Festchoral. 2. Im Bergmanns-Heim. 3. Auf der Hochschule. 4. Der junge Mönch. 5. Entrissen der Freund — Alexius tot! 6. Düstere Zweifel. 7. Innere Einkehr. 8. Luther und Melancthon. 9. Vollbracht das große Werk. 10. Katharina von Bora. 11. Des Hauses Frieden. 12. Des Hauses Weihe. 13. Vor Kaiser und Reich. 14. Des Helden Tod. Diese vierzehn „Charakterstücke“ sind vom ersten bis zum letzten so ödes und armseliges Zeug, musikalisch völlig inhaltslos und dabei stümperhaft in der Form, daß ein erstaunliches Maß von Beschränktheit oder von Frechheit dazu gehört, dergleichen zu veröffentlichen. Wenn ein leidlich musikalisch angelegter und gebildeter Dorf Kantor sich ans Klavier setzte und seinen Kindern über die angegebenen Überschriften etwas improvisirte, er würde sicherlich etwas Gescheiteres zustande bringen. Der Verfertiger dieser Stücke hat jahrelang bei einem Leipziger Lokalblatte den musikalischen Kritiker gespielt — spielt ihn vielleicht heute noch, wir wissen nicht —, und dabei stets auf dem hohen Pferde gesessen und den Mund gewaltig vollgenommen. Hätte er doch nur den zehnten Teil der „Kritik“, mit der er oft so weise über einen Meister der Vorzeit wie Bach, oder über einen Meister der Gegenwart wie Brahms geschrieben, an seine eignen Nachwerke gewendet! — Das Heft ist offenbar auf Familien berechnet, die den guten Willen haben, eine anständige Hausmusik zu pflegen, aber wenig oder gar kein eignes Urtheil besitzen — wie denn das leider sehr oft beisammen ist und vom Musikalienhandel auch weidlich ausgebeutet wird. Hoffentlich läßt sich niemand verlocken. Der Ladenpreis des Heftes beträgt drei Mark; die Stücke sind aber thatsächlich nicht das Papier wert, worauf sie gedruckt stehen.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. A. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Rudolfs-Leipzig.